

Tee, „fish and chips“ und Chintzbezüge: Kulturtransfer und nationale Identität

Was gibt es britischeres, so meint man, als Tee-trinken, „fish and chips“ und großblümmte Sofas? Weit gefehlt! Den Tee brachte die Gattin von König Karl II., Katharina von Braganza, aus Portugal mit, wo das Getränk aus China, vermittelt über die Niederlande, bereits früher Mode geworden war. Chintzbezogene Sofastoffe haben ihren Ursprung auf dem indischen Subkontinent: Ihre Muster erregten im England des 18. Jahrhunderts derart großes Aufsehen, dass sich englische Textildesigner schnell daran machten, sie vielfach zu kopieren und so zum Inbegriff gehobenen Wohndesigns zu machen. „Fish and chips“ schließlich, eine in weiten Teilen Großbritanniens beliebte Mahlzeit, hat vermutlich französisch-jüdische Ursprünge. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die meisten „Fish and chip“-Shops von jüdischen Immigranten vom Kontinent unterhalten. Und was könnte weniger indisch sein als „chicken tikka masala“? Denn was so indisch klingt, ist, dem deutschen Döner ähnlich, eigentlich im britischen Ausland erfunden worden, um die dortigen Essgewohnheiten zu befriedigen.

Hinter scheinbar „nationalen“ kulturellen Vorlieben verbirgt sich also ein stetiger Prozess des Austauschs, Entleihens und Anverwandels. Oft ist der kulturelle Ursprung nicht mehr bekannt oder wird von der nehmenden Kultur sogar bewusst verschleiert, um ja nicht in den Ruch der Nachahmung oder eigener Kompetenzmängel in der Definition von nationaler Identität zu geraten. Mit eben diesen Prozessen befasst sich die Kulturtransferforschung, eine noch relativ junge Forschungsrichtung, die in erster Linie von französischen und deutschen Historikern und Literaturwissenschaftlern geprägt worden ist. Inzwischen wird dieser Forschungsansatz auch produktiv jenseits des Themengebiets deutsch-französischer Bezie-

hungen seit dem 18. Jahrhundert genutzt und in vielfältiger Weise ausgebaut. Je nach disziplinärem Hintergrund stehen unterschiedliche Fragestellungen im Mittelpunkt. Während sich Historiker meist mehr für die realen Transfers von Objekten, Personen, Institutionen und Ideen interessieren, wählen Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler einen etwas anderen Zugang. Ihnen geht es um die Verknüpfung von materiellen und immateriellen Transfers, um die Frage, welche Rolle Bilder und Texte beim Kulturtransfer spielen. Dieser Ansatz, den ich in meinen Arbeiten zum englisch-französischen Kulturtransfer der Frühen Neuzeit verfolge, bietet eine integrierte Text-Kontextanalyse, ist in viele Richtungen anschlussfähig und wirft neues Licht auf scheinbar bereits beantwortete Fragen. Jenseits der Quellen- und Einflussforschung ist es möglich, nach dem kulturellen „Ort“ von Kulturkontakten und -konflikten zu fragen. Im Gegensatz zu einigen Ansätzen der Postkolonialismusforschung interessiert mich nicht lediglich die literarische Verarbeitung dieser möglichen Beziehungen zweier oder mehrerer Kulturen. Vielmehr liegt mein Augenmerk auf der *Verknüpfung* von textueller und visueller Repräsentation auf der einen, und den realen Mittlerfiguren, den transferierten Objekten, Institutionen und Praktiken auf der anderen Seite.

Texte und Bilder spielen eine zentrale Rolle in diesen Prozessen: Auf der ersten Ebene dokumentieren sie, dass Transfers stattgefunden haben oder möglicherweise auch gescheitert sind. Handelslisten aus dem späten 17. Jahrhundert zeigen beispielsweise, dass die Engländer mit Vorliebe Gewürze, edle Stoffe und Luxusgüter wie feine Lebensmittel aus Frankreich importierten, während sie in umgekehrter Richtung vor allem Grundstoffe wie Wachs,



Abb. 1: Katharina von Braganza bei der Einreise nach England (Aus: Tagus, sive Epithalamium Caroli II, von Philip de Cardonnel, unbekannter Stecher [„I.A.“], London 1662.)

Textilien für die Papierproduktion und Eisen auf den Weg brachten. Briefe oder fiktionale Werke erfüllen natürlich noch weit komplexere Aufgaben als bloßes Dokumentieren. So diskutierte der spätere *poet laureate* John Dryden in seinem wichtigsten literaturtheoretischen Essay *Of Dramatick Poesie* (1668) nicht lediglich, was gute Dramen ausmacht. Hinter dieser scheinbar spezialisierten Debatte liegt ein kulturell und historisch entscheidendes „Drama“ ganz anderer Art: die Frage nämlich, wie groß die kulturelle und politische Eigenständigkeit der englischen Gesellschaft und Kultur sein durfte und sein musste, um nicht der vermeintlich übermächtigen französischen zu unterliegen. Während Dryden Nachahmung des französischen Modells bewusst diskreditierte und explizit ablehnte, integrierte er in seinen eigenen Dramen französische Elemente. Die Diskrepanz zwischen Verlautbarung und eigener schriftstellerischer Praxis war typisch für die *middle* und *upper classes* des 17. Jahrhunderts: Wäh-

rend man offiziell gegen französische Mode, Kochkunst, Gartenbau und Theaterpraxis argumentierte, erfreute man sich dennoch an den Errungenschaften der Nachbarn, gab ihnen aber zuweilen eigene Namen oder versuchte zumindest, ihren „fremden“ Ursprung zu verbergen. Zahlreiche Komödien der Restaurationszeit, aber auch Gedichte und Prosawerke illustrieren dieses Oszillieren zwischen Faszination und Ablehnung auf Seiten der englischen *middle* und *upper classes* in einer Epoche, die stark von den Erfahrungen des auf dem Kontinent exilierten Heimkehrers Karl II. und seines Hofes geprägt war.

Die ständige Reflexion der Frage, wie viel Nachahmung erlaubt sein könne und wie die Engländer ihre eigene nationale Identität gegen das katholisch-absolutistische Frankreich unter Ludwig XIV. bewahren könnten, erfüllt noch eine weitere Funktion. Zukünftige Transfers aus Frankreich werden auf diese Weise gesteuert, denn textuelle und visuelle

Repräsentationen haben handlungsleitende Funktion für ihre Leser und Leserinnen bzw. ihr Publikum. Anhand dieser Texte und Bilder kann man ablesen, wie bestimmte Objekte, Praktiken oder Ideen aufgenommen oder abgelehnt wurden und wie dadurch der Weg für nachfolgende Transfers gebahnt oder eben auch versperrt wird. So verbreitet der oben abgedruckte Stich eines anonymen Stechers („I.A.“) Optimismus: Es wird die Ankunft der Portugiesin Katharina von Braganza gefeiert. Erwartungsvoll blicken die Männer links im Bild von den Klippen (von Dover?) herab, um die zukünftige Königin und Gattin Karls II. in Empfang nehmen zu können. Typisch für solche Darstellungen und auch die Reiseberichte der Prinzessinnen, die in die Fremde verheiratet wurden und auf diese Weise ihre Kultur in neue Kontexte einführten, ist die Thematisierung der gefährvollen Reise. So wird die Prinzessin auf ihrem Weg über das erstaunlich unbewegte Meer nicht nur von stabilen (Kriegs-?)Schiffen begleitet, sondern von einem ganzen Heer musizierender Neptune und Meerjungfrauen. Ihre Funktion erklärt der begleitende Vers von „P.D.C.“ unterhalb der Abbildung: *Alles, was im Streit liege, verbinde sich in Eintracht und die wilden Gewässer Britanniens vereinigen sich zu einem harmonischen Chor.* Ganz so harmonisch war Katharina von Braganzas Zukunft in England leider nicht: So wurde ihr an der spanischen Hofmode orientierter Kleidungsstil als altmodisch empfunden und ihre schwache Gebärfähigkeit kritisiert. Als Katholikin hatte sie wie ihre Schwiegermutter, die französische Bourbonen-Prinzessin Henrietta Maria, einen schweren Stand – und ihr Gatte bevorzugte ohnehin seine wechselnden Mätressen. Der Schutz der auf dem Stich als Jakobsmuschel gestalteten Kutsche reichte also nicht allzu lang, um im rauerem englischen Klima wirklich Fuß zu fassen, und die ihr im Bild angebotene Krone als Symbol einer neuen Position als Gemahlin eines Königs war von zweifelhafter Güte. Wie Katharina von Braganza erging es vielen freiwillig oder unfreiwillig als Kulturvermittlerinnen tätigen europäischen Adligen – die Ambivalenz ihrer Position findet in dem vermeintlich so eindeutigen Stich ihren Widerhall.

Trotz des zunehmenden Interesses am Kulturtransfer auch jenseits der französisch-deutschen Beziehungen bleibt noch einiges zu erforschen: Weder gibt es bisher eine systematische Aufarbeitung der Funktionen von Texten für Kulturtransferprozesse, noch ist die Geschlechterfrage bisher angemessen berücksichtigt worden. Auch steht noch aus, wie man jenseits des Einzelfalls, aber dennoch in angemessener Nähe zum Gegenstand, eine Darstellungsform finden kann, die den Mittlerinnen und Mittlern gerecht wird, sich jedoch nicht in biographischen Details verliert oder positivistisch ein Ereignis nach dem anderen aufzählt, ohne diese in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Was für die Kulturgeschichtsschreibung generell gilt, gilt also auch hier: Wie kann man auf interessante und anschauliche Weise beschreiben, wie Mittler, Objekte, Ideen, Institutionen, Systeme, Kontexte und ihre jeweiligen Repräsentationen ineinander greifen, ohne die Geschichte „großer Männer (und Frauen)“, „großer Ereignisse“ oder anonymer und blutleerer Strukturanalysen zu erzählen, die auf der deskriptiven Ebene verharren?

Ein kontextbezogener und dezidiert historisch ausgerichteter literatur- und kulturwissenschaftlicher Ansatz hilft hier weiter, weil er Texte (und Bilder) nicht lediglich beschreiben oder systematisieren will, sondern sie in ihren vielfältigen historischen und sozialen Kontexten situiert und interpretiert. Neben dem Vergnügen an der sprachlichen Gestaltung der Texte treibt mich auch der „goût de l’archive“, wie es die Historikerin Arlette Farge einmal genannt hat, das Vergnügen, in Bibliotheken und Archiven zu arbeiten, zu der Frage, warum Texte (und Bilder) auf bestimmte Weise gestaltet wurden, wie sie gewirkt haben könnten und was sie jenseits ihrer ästhetischen Funktion noch zu bieten haben. Historische Emotionsforschung, Buchgeschichte, insbesondere die Untersuchung des literarischen Feldes der Gegenwart, Filmgeschichte und -geschichtsschreibung sowie Geschlechtergeschichte sind neben der Kulturtransferforschung meine wichtigsten Arbeitsgebiete, die ich auch an der Justus-Liebig-Universität weiterverfolgen werde.